Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadt- bezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50. Bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 135. **Mittwoch** den 15. März 1899. **93. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 15. März.

Bei der zweiten Berathung der **Militärvorlage** von 1896/97, desgleichen bei der zweiten Lesung des Heeresgesetzentwurfs von 1893 war auf dem Kanzlerpult die rothe Mappe zu sehen, die die Auflösungsordre enthielt. Gestern fehlte die Mappe und wäre sie sichtbar gewesen, so hätte es sich nur um eine Menschenfreundlichkeit gegen die Preßorgane gehandelt, die, wenig zahlreich, aber sehr laut, die Auflösung angekündigt hatten. An eine solche hatte wohl kaum irgend eine verantwortliche Stelle, am wenigsten der Reichskanzler gedacht. Und auch keine namhafte Partei des Reichstags wollte sie, was allerdings nicht aus der gesammten Parteipresse zu ersehen war. Die gestrigen Redner der ehemaligen Cartellparteien erklärten übereinstimmend, sich nach der Regierung richten zu wollen, die, wie gesagt, einen Conflict nicht wünschte. Herr v. Kardorff setzte noch hinzu, seiner Ansicht nach seien die Abstriche nicht so groß, daß sie nothwendig zu einem Conflict führen müßten. Bei der dritten Lesung aber wird man sich geringeren Abstrichen gegenübersehen. Das bezweifelt Niemand nach den gestrigen Ausführungen des Herrn Lieber, die am Schlusse von der Socialdemokratie und der Volkspartei mit Zischen gelohnt und damit richtig charakterisirt wurden. Der Abg. Lieber ging fürchterlich mit den reichstagsverrätherischen ehemaligen Cartellparteien, weil sie zu Gunsten des militärischen Sachverständigen in der Regierung „abdanken" wollten, ins Gericht. Noch größer denn als Constitutioneller war der Centrumsmann als Volksfreund, der, da mit der finanziellen Mehrbelastung selbst bei seiner Dialektik nichts zu machen war, die Einstellung der 7000 Mann, um die es sich handelt, als eine kaum erträgliche volkswirthschaftliche Bedrückung der 52½ Millionen Deutschen hinstellte. Dann aber erklangen sanftere Töne. Vom Kriegsminister war geschickt der Anhaltepunct zur Wendung gegeben worden, indem er recht nachdrücklich seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben hatte, das Centrum habe nicht die Absicht gehabt, die Truppe und deren Schlagfertigkeit zu schädigen, er habe nur die Consequenzen der Streichungen nicht übersehen und, dies eines kleines Sündenbekenntniß des Herrn v. Goßler, auch nicht übersehen können. An diesem Nagel band Herr Lieber den Faden fest, den er dann ins Regierungslager warf. Verträgt die Truppe und verträgt namentlich die zweijährige Dienstzeit die Commissionsbeschlüsse nicht, „so werden wir bei einer späteren Gelegenheit durchaus bereit sein rc." Die „spätere Gelegenheit", das ist sicher die dritte Lesung. Denn nach den dem Kriegsminister gestern abgegebenen Erklärungen wird sich die Regierung mit den Commissionsbeschlüssen nicht befreunden. Es muß also bis zur dritten Lesung etwas geschehen, d. h., da sich das Centrum kaum bis zur Regierungsvorlage fortbewegen wird, es muß ein Compromiß abgeschlossen werden. Die Bereitwilligkeit dazu ist auf beiden Seiten vorhanden, die Sache wird sich heute thatsächlich entscheiden. Unsein, aber nicht unrichtig bezeichneten die Socialdemokraten den heutigen, sitzungsfrei gelassenen Tag als den „Mogeltag". Wie das Compromiß aussehen wird, wissen wir nicht. Mehrfach wurde behauptet, man werde in einer Vermeidung der Abcommandirungen den Ausweg suchen, was aber schon im Hinblick auf die Kürze der zur Verhandlung und Berathung zur Verfügung stehenden Zeit nicht sehr wahrscheinlich ist. Wahrscheinlich ist nur, daß Herr Lieber sich verständigen wird und daß die vorausgesehene, abweichende Haltung der bayerischen Bauernbündler und eine nicht ganz unzweideutige Erklärung der Antisemiten das Zustandekommen einer Vereinbarung nicht gefährden. Auch von den 47 Abgeordneten, die gestern fehlten, droht keine Gefahr. Die Reichsboten werden also wohl am 23. März in friedliche Osterferien und nicht in einen Wahlkampf gehen, wie zu vermuthen war.

Die diesjährige **Cultusdebatte** im preußischen Abgeordnetenhause hat das Centrum wieder in voller Front in Angriff gesetzen; aber mit noch dürftigeren Argumenten als in den vorangegangenen Jahren, wenn auch um so ungestümer in der Forderung, für die „Verdienste" im Reiche im preußischen Staate auf kirchen- und schulpolitischem Gebiet bezahlt zu werden. Besonders vorsichtig war man auf dem Gebiete der „Paritätsforderungen". Sie bleiben der klerikalen Presse überlassen, die sie bereits dergestalt betreibt, daß jede Berufung eines katholischen Beamten auf dem Gewinnconto des Centrums erscheint und jede Vacanz als ein kleines Canossa für den Staat. Auch die Wiederherstellung der katholischen Abtheilung im Cultusministerium wurde nur verklausulirt gefordert; mit einem katholischen Unterstaatssekretär im Cultusministerium, wofern seine Berufung als löbliche Unterwerfung erscheint, wäre man schon zufrieden. Bei der Forderung auf Aufhebung des Falk'schen Schulerlasses vom Jahre 1876 offenbarte sich sogar recht kläglich, wie wenig selbst die Centrumsführung über die einfachsten Vorgänge und die Intentionen des Episcopats unterrichtet war, so daß die Blamage ungewöhnlich groß erschien. Und so konnte in der That mit Fug und Recht als das Facit der ganzen Centrumsbeschwerden gezogen werden: daß außer dem Altkatholikengesetz, den Ordensforderungen und der Einrichtung confessioneller Friedhöfe keine substanzielle Beschwerde des Centrums übrig geblieben ist und es darum keine Gegenleistungen zu beanspruchen hat, wenn es im Reichstag unerläßlichen Bedürfnissen des Reiches die Unterstützung nicht verweigert. Es ist bedauerlich im Interesse der Regierung, daß sie es unterließ, diesen Nachweis selbst zu führen, sondern im Gegentheil den Staat, obwohl thatsächlich in keinem Puncte ein principielles Zugeständniß an den Klerikalismus gemacht werden konnte, in hörenem Büßergewande vor den Klerikalismus stellte, als ob man diesem, wer weiß was, abzubitten hätte. Der Cultusminister mußte selbst zugeben, daß die Zugeständnisse des Staates, die dieser vor zehn Jahren machte, „ohne Zweifel die äußerste Grenze desjenigen vorstellen, was der Staat ohne Aufgabe seiner Rechte concediren kann;" daß es der Friede, nicht der Zugang zum Frieden sein sollte; und daß er es nicht auf sich nehmen könne, die Initiative zu einer Aenderung dieser Gesetze zu ergreifen. Er selbst mußte erklären, daß die kirchenpolitischen Gesetze mit Milde und Gerechtigkeit gehandhabt werden; daß kein Staat und kein Ministerium sich auf eine katholische Abtheilung im Cultusministerium einlassen könne; daß der Staat in erster Linie Herr in der Schule sein müsse und sich nicht mit der Kirche in die Herrschaft theilen könne; schließlich, daß er gar nicht in der Lage sei, den Schulerlaß vom 18. Februar 1876 materiell anders zu gestalten, weil er die Rechte des Staates „nicht preisgeben könne, nicht preisgeben wolle". Wenn ein Cultusminister dies sagen muß, und weiter von sich sagen kann, daß er das Recht der Kirche auf die Leitung des Religionsunterrichts gern anerkenne, und sogar, daß der Staat vor Dogmen stille stehen müsse, weil Gewissensfreiheit das größte Kleinod sei, auch wenn es gegen sein Interesse gehe, dann müssen es in der That eigene Gründe sein, wenn man ihm im Centrum trotzdem den „Muth" abspricht und ihm mit dem Hohn dient, daß man einen „christlichen" Cultusminister wolle. So muß es kommen, wenn ein Vertreter der Staatsregierung, der preußische Cultusminister, den preußischen Staat entschuldigen zu müssen glaubt, wegen eines 15 Jahre lang gehegten Abwehrkrieges, der ihm planmäßig aufgedrungen war; wenn, wo an der Sache nichts zu rütteln ist, der Vertreter der Regierung formelle Entschuldigungen vorbringt, daß sie seiner Zeit gegen hierarchische Ueberhebung gestritten, wo es keinem Centrumsmann bisher je beigekommen ist, auch nur ein Wort der Entschuldigung zu verlieren für die vielen Angriffe und Retorsionen, die im Land- und Reichstag der Staat sich hat gefallen lassen müssen. Es ist die Pflicht der Regierung, in einem constitutionellen Staat, worin die Verfassung ihr die Führung zuweist, nicht sich auf die Besorgung der ihr gesetzlich obliegenden Geschäfte zu beschränken, sondern auch zu sorgen, daß das nationale Pflichtbewußtsein, das Staatsgefühl sich im Volke nicht vermindere; dafür zu sorgen, daß die Regierung in der Wahrung der guten Rechte des Staates als eine im Bewußtsein ihres Rechtes starke und entschlossene Regierung erscheine.

Mit **Ludwig Bamberger** ist ein begabter Mann dahingegangen, der im deutschen öffentlichen Leben als Politiker, als Nationalökonom, als Schriftsteller eine ehrenvolle Rolle gespielt hat. Ludwig Bamberger war ein Publicist, in welchem die liebenswürdigsten und glänzendsten Eigenschaften der semitischen Rasse zu einer künstlerischen Entfaltung kamen. Die „Köln. Ztg." urtheilt über ihn: Wir haben nicht selten Anlaß gehabt, zu bedauern, daß ein so kluger Mann politische Wege wandelte, die wir nicht billigen konnten; wir haben es beklagt, daß ein so vornehmer Geist sich zeitweilig einem Eugen Richter unterordnen konnte, der nach Geist und Gemüth die angeborene Rauheit nicht abzustreifen vermag. Aber trotzdem gehört Bamberger zu den Gestalten, die vor unserer Einbildungskraft aufsteigen, wenn wir an die schwungkräftigen Zeiten des Werdeganges unserer nationalen Einheit zurückdenken; er gehört zu den Physiognomien, die wir in dem großen Rundgemälde deutscher Entwickelung nicht missen möchten. Auch wer den Ansichten, die er entwickelt, nicht überall folgen kann, freute sich doch der weltmännischen Eleganz, mit der Bamberger die spröden Stoffe der Währungspolitik und des Bankwesens zu meistern verstand, indem er stets unsere Phantasie in Bewegung setzt, ohne jemals durch Ueberladung und dem Gegenstand nicht gemäße Bilderpracht aufdringlich zu wirken. Nichts veraltet rascher als das Wort des politischen Schriftstellers, das aus der Stimmung, aus dem Aerger, aus der Begeisterung des Tages geboren wird und das heute die Welt erregt, um nach wenigen Wochen jeder lebendigen Lebenskraft beraubt zu werden. Es wäre zu viel gesagt, wenn man behaupten wollte, daß Bamberger diesem Naturgesetz seinen Zoll hätte nicht entrichten müssen. Aber der feuilletonistische Reiz, mit dem er die Erörterung ausgefochtener Fragen zu umgeben wußte, wirkt auch heute noch anregend nach. Und bei einzelnen Fragen kam ihm allerdings die Thatsache zugute, daß sie auch heute noch die politische Aera mit ihrem Lärm und Streit erfüllen. So wird noch lange Mancher sich willig der Anziehungskraft gefangen geben, die Bamberger's gewandte Feder auch dem schwierigsten Problem zu verleihen wußte. Den Mittelpunct seiner Ueberzeugungen bildete die Freihandelslehre, die ihn schließlich durch die Secession 1881 der nationalliberalen Partei entführte. 1884 trat er in die deutschfreisinnige Partei ein, die ihm aber schließlich durch Eugen Richter verleidet wurde. Er ist ein typischer Vertreter jenes älteren Geschlechts der Liberalen, die trotz aller Weiterfahrung und geistigen Feinheit sich den Schulmeinungen, die England für die Verbreitung ins Ausland zubereitet, mehr gefangen gaben, als unseren nationalen Interessen dienlich ist. Auch nach seinem Rücktritt ins Privatleben verfolgte er mit geistiger Frische und gutem Humor die öffentlichen Vorgänge. Dem Fürsten Bismarck, mit dem er so oft die Klinge gekreuzt, galt sein letztes Wort, eine interessante Artikelreihe in der „Nation". Bamberger gehört zu jenen Gestalten, die in froher, schwungvoller Jugendzeit der deutschen Einheit, dem politischen Leben Farbe und Glanz verliehen haben.

Wie Berliner Blätter übereinstimmend berichten, ist zwischen dem deutschen Reich und **Cecil Rhodes** ein Contract über eine Telegraphenlinie abgeschlossen worden. Dieselbe betrifft aber nur Deutsch-Ostafrika, nicht auch, wie behauptet worden ist, Südwestafrika. Der Contract über die Eisenbahnanlage durch Deutsch-Ostafrika steht ebenfalls vor seinem Abschluß, es sind nur noch einzelne Detailfragen, namentlich technischer Art, zu regeln. Die Nachricht, daß Cecil Rhodes abermals vom Kaiser in Audienz empfangen werden solle, ist in dieser Form unrichtig und wohl darauf zurückzuführen, daß der Kaiser gestern einer Einladung zu einer Soirée beim englischen Botschafter Lascelles Folge leisten wollte, auf der auch Cecil Rhodes erwartet wurde. Das ist indessen Nebensache. Hauptsache ist, daß Rhodes anscheinend seinen Zweck erreicht hat, und wir können uns blos noch der Hoffnung hingeben, daß der Nur-Geschäftsmann Cecil Rhodes Deutschland nicht allzusehr übers Ohr gehauen hat. Das Beste wäre gewesen, mit ihm überhaupt kein Geschäft zu machen. Aber seit der deutsch-englischen entente cordiale, an der nun einmal nichts mehr zu ändern ist, hatte Rhodes das völlige Recht, bei seinen „guten Freunden", den Deutschen anzuklopfen. Wie haben sich die Zeiten geändert! Als der Kaiser sein Krüger-Telegramm nach Pretoria sandte, war es für jeden Colonialpolitiker klar, daß Deutschland, wenn es überhaupt Colonialpolitik in Afrika betreiben wolle, sich vor Allem auf den Süden Afrikas stützen müsse, wo die Verhältnisse für uns günstiger lagen, als für England, und wo es uns bei zielbewußtem Streben gelingen mußte, die Vorherrschaft zu erlangen. Heute räumen wir einem Cecil Rhodes das Feld, von dem die „Tägliche Rundschau" folgende treffende Schilderung entwirft:

„Cecil Rhodes ist ein smarter Geschäftsmann, ein Mann, dessen Katechismus mit dem Worte Geld beginnt und mit dem Worte Macht aufhört, ein Mensch, der nur einen Gott kennt, den Erfolg, und von dem ein englischer Landsmann, Reginald Statham, der über den Matabelekrieg geschrieben, gesagt hat, er sei auf Wegen, die mit Betrug besudelt und mit Blut getränkt seien, zu finanziellen Erfolgen gekommen. Er hat sich ein kolossales Vermögen erworben und setzt an dessen Erhaltung seine ganze große Kraft des Willens und der Intelligenz, wobei er sein Engländerthum, seinen Wachthunger und seine Idee „Ganz Afrika den Engländern vom Cap bis zum Nil" als Einschlag in sein Gewebe benutzt. Er ist zur Zeit Privatmann, sein finanzieller Credit in Südafrika ist im Sinken begriffen, das Cap-Parlament ist nicht mehr auf seiner Seite, das englische Parlament verhält sich kühlisch gegen ihn — da wagt er den Coup, Deutschland für seine Pläne zu gewinnen und mit der deutschen Erlaubniß zum Eisenbahnbau seine Werthe zu verbessern, die Stimmung Englands und der Capcolonie, die von seiner Presse eifrig bearbeitet wird, für sich zu gewinnen und zugleich den Boeren und Deutschen in Südafrika einen schweren Schlag zu versetzen, indem er ihnen den deutschen Rückhalt, der ihnen bisher den Nacken gesteift hat, nimmt. Was er uns dafür bietet, sind Augenblickvortheile, die noch näher zu beleuchten sein werden. Einen dauernden Nutzen für die deutsche Colonie bietet er, der Engländer, niemals; denn er ist keine Natur, die Anderen dient und sich vergißt."

Feuilleton.

10]

Wang-hgan-Ché.

Roman von Sylva Testa (L. Frhr. von Stuhl-Holstein).

Nachdruck verboten.

„Wenn der Mond über der Höhe des Gräberthales steht", sagte Jo-lu, „wirst Du meine Sänfte an der ehernen Pforte des Gartens unter der alten Platane finden. Halte die Zeit, den Zweck und das Ziel Deiner Reise auch vor der vertrautesten Dienerin geheim."

Sie nickte, er bestieg seinen Sessel und ließ sich im Laufschritt in seinen Palast tragen, um alle nöthigen Anordnungen zu treffen. Hong-bi, der Castellan von Tschei-fu-tschen, erwartete ihn und nahm knieend die Befehle seines Herrn entgegen. Er war gewöhnt, die ärgsten Grausamkeiten auszuführen und haftete mit seinem Bauch für das Gelingen jedes Anschlages.

Eine kaiserliche Frau, die heimlicher Weise den Palast verläßt, muß sterben, ohne ein Wort zu ihrer Vertheidigung sprechen zu dürfen, und findet man sie in Gesellschaft eines Mannes, so ist er gleichfalls des Todes.

Jo-lu hatte seinem Sclaven erklärt, wie er Wang im Namen des Kaisers in das oberste Thurmgemach geleiten solle, ihn allein, wegen der geheimen Botschaft, die er von Dhsia zu empfangen habe. In dem dunklen Labyrinth von Treppen und Gängen wäre es dann ein Leichtes, ihm auf seinem Rückwege an geeigneter Stelle aufzulauern und ihn niederzustoßen. Der blutige Leichnam aber solle Dhsia vor die Füße geworfen werden. Die ganze Nacht, beim fahlen Schein der Laterne, könnte sie dann das Antlitz betrachten, das im Wachen und Träumen ihr Sinnen und Denken beherrschte. Sie sollte ihn haben, ihren Wang. O, wie er ihn haßte und sich seiner Rache freute! Dhsia haßte er auch. Warum, wenn sie treulos war, schlug ihr Herz nicht dem schönen Prinzen? Von ihrer Treulosigkeit war er überzeugt. — Wie sollte er nicht? Konnte ein Jo-lu begreifen, daß sie Chen-Tsung treu war und den Helden ihres Volkes liebte, wie einen, hoch über allem Menschlichen stehenden Göttersohn.

Er hätte ihn langsam, ganz langsam zu Tode martern, sich an der Ohnmacht, an den Qualen des Stärksten der Starken weiden mögen. Aber er durfte es nicht wagen, ihn ein Wort reden, einen Feuerblick auf seine Umgebung richten zu lassen; denn er war ein Zauberer, ein Uebermensch, der auch seine Schergen in blinde Werkzeuge seines Willens verwandeln konnte. Seine Macht war in Jo-lu's Augen eine siebenfach dämonische. Wie hätte er sonst Frauenherzen erobern können, wo das seine gegen Liebe gepanzert schien, wie mit Erz. Er sagte den Holden nicht, daß sie schöner seien als die Morgenröthe, süßer als der Weihrauchduft im Tempel des Varuna, lieblicher als die Frühlingsblumen im Himmelsgarten und anmuthiger wie die Libellen im ewigen Sonnenreiche, die da schweben über dem Urquell des Lichtes. So zart und einschmeichelnd waren die Worte des Prinzen, den man den Unwiderstehlichen nannte, weil er niemals unglücklich geliebt hatte, bis Wang kam und den Frauen sagte, daß sie Menschen seien, und die reizende Gao ihn, der nichts für sie empfand, mehr liebte als ihr Leben — ja, den Tod, den gräßlichen Falten, vor dem die Jugend schaudert, erwählte, statt des schönsten der Prinzen. Und nun stand er zwischen ihm und Dhsia! Sein Vermögen, das der Gewaltige ihm raubte, konnte er eher verschmerzen als den Ruhm, der Liebling aller Frauen Thien-hias zu sein.

In diese Betrachtungen versunken, hatte er, auf seinem Ruhebette ausgestreckt, den noch immer knieenden Hong-bi vergessen, als dieser zaghaft zu fragen wagte, was mit Dhsia geschehen solle.

Der Prinz erhob sich rasch und maß das Zimmer mit großen Schritten, mühsam seine Erregung bemeisternd. Er konnte ihr Todesurtheil nicht sprechen, er liebte sie, so sehr er sie haßte.

„Wenn die ersten Sonnenstrahlen den todten Körper des Wang-hgan-Ché bescheinen, dann bringe sie in die östliche Zelle", befahl er. „Du allein wirst zu ihr gehen und ihr Nahrung bringen. Wang's Haupt wird mir mit einem Boten geschickt, dem Du seinen Bericht einschärfst. Die entflohene Gemahlin des Kaisers, sagst Du, habe sich in den wilden Strom gestürzt, der unter den Fenstern des Thurmes hinbraust. So habe sie ihren Frevel selbst gebüßt, als ihr Freund ergriffen wurde und fiel, weil er sich zur Wehr setzte. Wang's Gefolge wird, während er oben ist, in der großen Burghalle bewirthet. In den Reisbranntwein mischst Du den dreifachen Schlaftrunk, und wenn sie bewußtlos sind, erstickst Du sie mit Hilfe von etlichen Genossen. Du mit den zwei Zuverlässigsten machst die übrigen Gefallen betrunken, dann erschlagt ihr sie ebenfalls. Es heißt, sie und Wang's Gefährten seien gefallen, als der Kampf entbrannte, nachdem letztere den Tod ihres Gebieters vernommen. Ihr Drei seid allein übrig. Mit Wunden bedeckt, werdet Ihr vor den Kaiser geführt werden. Wähle den stummen Kun-li und den alten Nu-hu!"

„Wenn nun aber Wang nicht in die Burg kommt?" fragte Hong-bi.

„Nicht in die Burg kommt, wenn Dhsia ihm winkt!"

Der Prinz lachte. „Gleichviel, nehmen wir es an — dann überfällt Du das Häuflein mit unserer Uebermacht, hast zu diesem Zweck Alles vorbereitet. — Der Bericht bleibt derselbe. Hüte Dich vor einem Mißgriff. Ich laß Dir den Bauch aufschlitzen, so wahr ich ein Sohn der Sonne bin. Hundert Pfund Gold, Gestein und Seidenstoffe, wenn ich zufrieden bin."

Hong-bi erhob sich grinsend. Erst Blut, dann Gold, da war er dabei. Der Prinz konnte sich auf ihn verlassen. Dieser zweite Anschlag auf Wang's Leben sollte besser ausgeführt werden als der erste.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Lange ehe der Mond über dem Rand des Gräberthales blickte, hüllte sich Dhsia in ihren blauen Mantel und vertraute ihrer alten Dienerin an, sie wolle einen nächtlichen Gang zum Berge des weißen Schreckens wagen, um sich von der hundertjährigen Zauberfrau, die dort im Geisterwalde hauste, wahrsagen zu lassen. Zwei Tage müsse sie fort bleiben, doch das solle geheim gehalten werden. Die ihr blind ergebene Alte gelobte Verschwiegenheit, wußte sie doch, daß nie mehr als drei Personen etwas davon erfahren durften, wenn es Zaubertränke brauen oder die Zukunft zu entschleiern galt.

Dhsia sprach die Wahrheit: sie wollte allerdings die unweit der Straße gelegene Hütte der Zauberin aufsuchen und die Alte erforschen lassen, welche Gefahren ihrem Helden drohten.

In nächtlichem Dunkel schritt sie unter den Riesenbäumen des kaiserlichen Parkes dahin. An dem mit dem Prinzen verabredeten Orte harrte ihrer bereits die Sänfte, und lautlos, im Laufschritt, ging es auf gewundenem Waldpfade bergauf, bergab bis an die steile Bergwand des weißen Schreckens. Hier gebot sie ihren flinken Trägern zu halten und stieg aus der Sänfte. Wie wohl war ihr in der kühlen Nachtluft in Waldesstille und Freiheit! Hier kannte sie Wege und Stege: den Felsen umgehend, gelangte sie an einen kleinen Waldsee, an dessen Ufer sie so oft mit ihrem Vater das Schilf zu den Matten geschnitten hatte. Vater und Mutter hatten es jetzt gut, sie wohnten in eigener Hütte an der Mauer der großen Stadt und sangen nicht mehr das trübe Lied:

„Es klingt des ganzen Lebens Zeit
Das alte Lied von uns'rem Leid,
Es klingt, und wird allein nicht müd',
Von uns'rem Leid, das alte Lied."

Weißes Brod, Bananen und Reisbranntwein fehlten nie mehr auf ihrem Tische; aber Dhsia, die frohe Dhsia fehlte, deren Lachen ihnen einst das kärgliche Mahl so wohlschmeckend erscheinen ließ.

Der Mond warf sein zitterndes Silberlicht durch das dichte Laubdach auf ihren Pfad, und bald gewahrte Dhsia einen röthlichen Schein. Er wies ihr den Weg zur elenden Wohnstätte der Hexe. Als sie in die Thür trat, fand sie das unheimliche Weib vor einem flackernden Feuer kauernd, über dem ein Kessel mit schwarzer Flüssigkeit siedete und brodelte. Die Alte warf unter fortwährendem Gemurmel Kräuter, Wurzeln, Maulwurfseingeweide, Fledermausflügel, Krötenköpfe, Eidechsenschwänze und einen weißen Hundeschädel hinein. Die ekelhafte Brühe mit einem Dreizack eifrig rührend, nickte sie ihrer Besucherin zu, als habe sie sie längst erwartet und sagte, ihren breiten, zahnlosen Mund zu einem scheußlichen Grinsen verziehend: „Ha, ha, Schönste der Schönen, Du willst wohl wissen, wie es dem einzig Einen ergehen wird? Im Dampf können wir das erkennen, sobald er sich gestaltet; dazu brauche ich Blut, rothes, warmes Menschenblut!"

Dhsia strich sich den seidenen Aermel auf und hielt ihr den weißen Arm hin. Die Hexe umklammerte ihn mit ihren dürren Fingern, ritzte die Haut mit einem Scherben und fing das hervorquellende Blut in einer Muschelschale auf, die sie dann sammt ihrem kostbaren Inhalte in den Kessel warf. Aber sie ließ den Arm noch nicht los. Ihre Blicke hafteten gierig an dem schweren, mit Edelsteinen besetzten Goldreifen, der das feine Handgelenk umschloß.

„Gold und Steine", zischelte die Alte, „Gold und Steine, dann wird das Bild klar und glänzend."

Dhsia streifte die Spange ab und warf sie in den Kessel.

Die Alte schürte das Feuer unablässig. Bald wogte ein dicker weißer Dampf über der Brühe. Dhsia sah nichts als gewöhnlichen Dampf. Die Hexe jedoch schien ein deutliches Bild wahrzunehmen, denn sie starrte mit wechselndem Ausdruck und offenbarem Staunen in den Qualm.

„Was siehst Du?" fragte Dhsia gespannt.

„Ich sehe ihn", sprach die Greisin, langsam und feierlich mit erhobenen Knochenhänden auf die weißen Dampfwolken deutend, „sehe ihn steigen, steigen — schwanken — erblassen — sinken — sterben."

Dhsia berührte angstvoll die magere Schulter der furchtbaren Alten, zog aber die Hand gleich wieder erschreckt zurück, denn es war kein menschlicher Körper, den sie berührte, nur ein Gerippe.

„Wann? Wie wird er sterben?" hauchte sie bebend.

SLUB
Wir führen Wissen.